



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

leuchten, sondern die Einheit in dieser auf den ersten Blick erstaunlichen Mannichfaltigkeit zu zeigen. Diese Einheit fanden wir in dem Urerlebnis des Dichters, einem mystischen Gefühl der reinsten Religiosität, und in der mit dieser frommen Grundstimmung parallel gehenden Erfahrung, daß diese Welt nicht dem beschaulich frommen Gemüte, sondern der über jeden Zwiespalt mit sich selbst erhabenen ursprünglichen Thatkraft und Lebensfreudigkeit gehöre. Da Anzengruber künstlerisch Realist ist, so kommt dieses Ideal nur vereinzelt zum Ausdruck; wo es aber geschieht, wird die Dichtung zum Meisterwerke, so im „Gwissenswurm,“ in den „Kreuzelschreibern,“ im „Doppelselbstmord,“ im „Schandfleck.“ Mit diesen Werken hat sich Anzengruber einen unvergänglichen Namen in der deutschen Litteratur gemacht: sie zeigen sein originales Gesicht.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Regierung und die freisinnige Partei. Ehe der Reichskanzler von Caprivi in seiner viel besprochenen, die Unteroffizierprämien betreffenden Rede der freisinnigen Partei die nicht mißzuverstehende Absage erteilte, konnte man in den Blättern verschiedenster Richtung von einer Annäherung der Regierung an die Freisinnigen lesen. Wenn man freilich näher zusah und nach greifbaren Thatfachen suchte, so blieb als Beweis für diese angebliche Annäherung nichts weiter als eine Anzahl mehr oder weniger guter und mehr oder weniger glaubhafter Anekdoten übrig. Wir wenigstens suchten vergeblich nach irgend einer Maßnahme der gegenwärtigen Regierung, und zwar sowohl der Reichsregierung wie der preußischen Regierung, die bisher das grundsätzliche Mißfallen der sogenannten Kartellparteien erregt oder sich des ausschließlichen Beifalles der Opposition zu erfreuen gehabt hätte. In Sachen unsrer Heeresverfassung ist, von einzelem abgesehen, alles erreicht, was man wollte, für die Zukunft sind keinerlei bindende Zusagen gemacht, es ist nur das versprochen, was eigentlich selbstverständlich ist, daß man nämlich die Frage der zweijährigen Dienstzeit und der Aufhebung des Septennats in Erwägung ziehen werde. Die Kolonialpolitik wird in der bisherigen Richtung fortgesetzt, das Sozialistengesetz ist gefallen unter Zustimmung weiter Kreise der Kartellparteien, und die Arbeiterschutzgesetzgebung hat zu keinen grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und den Kartellparteien geführt. In Preußen ist das wichtige Einkommensteuergesetz gegen die Freisinnigen im wesentlichen durch die Kartellparteien zu stande gekommen, die Sperrgeldervorlage und die Landgemeindeordnung, Vorlagen, die hauptsächlich Bedenken innerhalb der Kartellparteien erregt hatten, werden aller Voraussicht nach demnächst auf Grund eines Kompromisses zwischen der Regierung und den Konservativen angenommen werden, oder sie werden überhaupt nicht Gesetz werden.

Man sieht, es war von Anfang an die alte Richtung beibehalten und alles, was geschah, geschah mit Hilfe derselben Parteien, auf die sich die bisherige Reichs-

politik gestützt hatte. Wenn auch in Bezug auf die Mittel und die Art des Kampfes Veränderungen stattgefunden hatten, so war doch der Kurs derselbe geblieben. Und trotz aller dieser Thatfachen die unbestimmte Befürchtung, daß die Regierung mit den Feinden der frühern Regierung, den Freisinnigen, Fühlung suchen und nehmen könnte? Woher stammte sie?

Wir haben erst jüngst in den Grenzboten unsern Standpunkt gegenüber der freisinnigen Partei, die wir damals das Manchesterium nannten, gekennzeichnet; es ist uns heiliger Ernst mit dem Kampfe gegen diese unser Volksleben vergiftende Partei, und wir bekennen uns zu der Anschauung, daß wir nicht müde werden dürfen, auf sie hinzuweisen, als auf die eigentliche Gefahr, und daß sie im Grunde gefährlicher ist, als die Sozialdemokratie, weil sie die Ursache des Übels ist, das in der Sozialdemokratie in die äußere Erscheinung tritt. Aber so sehr wir jede Gemeinschaft mit den Freisinnigen ablehnen zu müssen glauben, ebenso sehr müssen wir andererseits die neue Regierung gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß sie sich auf diese Partei niemals haben stützen wollen.

Es ist für den, der die Vorgänge der Gegenwart, ohne im politischen Leben zu stehen, betrachtet, außerordentlich betrübend, zu sehen, wie diese einer überwundenen Vergangenheit angehörige Partei es noch immer versteht, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und selbst auf die einzuwirken, die ihrer völlig entledigt zu sein glauben.

Die freisinnige Partei war wieder einmal mit einer Legendenbildung beschäftigt, und sie hat diese mit Hilfe einer in allen Künsten der Sophistik bewanderten Presse so geschickt einzufädeln gewußt, daß schließlich selbst einsichtige Männer anfangen, zu meinen, es müsse doch etwas Wahres an der Geschichte sein. Die freisinnige Partei bedarf solcher Legenden. Wie sie sich nur durch künstliche und widernatürliche Wahlbündnisse notdürftig am Leben erhalten kann, so bedarf sie auch des äußern Scheines einer Anlehnung an lebendige Kräfte der Gegenwart, und insbesondre an unsre lebenskräftige Monarchie. Dasselbe unwürdige Intriguenspiel, das nach dem Ableben unsers ersten Kaisers die Enttäuschung aller Vaterlandsfreunde erregt hatte, hat sich jetzt nach der Entlassung des Fürsten Bismarck wiederholt. Diese Entlassung und die ihr folgenden, dem Tone nach verständlichen Erklärungen der neuen Regierung boten die Unterlage für die Legende, die, wie auf eine Parole, von der parteiergebenen Presse systematisch und hartnäckig verbreitet wurde mit dem sehr durchsichtigen Zwecke, so lange von der Annäherung der Regierung an die freisinnige Partei zu reden, bis weite Kreise des Volkes und schließlich vielleicht sogar die Regierung selbst daran glauben würden. Als sodann gar unter Zustimmung selbst extrem Konservativer das Sozialistengesetz aufgehoben wurde, als der Kaiser seine ohne Ansehung des Parteistandpunktes von vielen gebilligte Rede über die Schulreform gehalten hatte, als ein nunmehr wohl als beseitigt anzusehender Zwist zwischen der Regierung und den Konservativen in Sachen der Landgemeindeordnung ausgebrochen war, in dem die Freisinnigen aufseiten der Regierung standen, und als schließlich gar der vielgehaßte Stöcker und Graf Waldersee entlassen wurden — da war kein Halten mehr. Die neue freisinnige Ära hatte begonnen, und man schwelgte so ganz im Gemisse der endlich erlangten Regierungsfähigkeit, daß die angeblich überzeugungstreueste aller Parteien leichten Herzens alle ihre Grundsätze über Bord zu werfen begann, und man die Kühnheit hatte, einer Rede des Kaisers zuzujubeln, worin er stärker als je die Notwendigkeit einer mächtigen Krone betont hatte. Weil der Kaiser auf dem brandenburgischen Provinziallandtage unter anderm auch gesagt hatte, daß

wir „vornwärts“ streben müßten, wollte man die Welt glauben machen, daß dies Vornwärts ein Vorwärts im Sinne des Berliner Fortschritts sei, und weil der Kaiser des weitern bemerkt hatte, daß wir mehr unser Augenmerk auf das Ganze richten müßten, meinte die freisinnige Partei in dieser Äußerung ihre Anschauungen wiedergegeben zu finden; gerade sie habe stets das Ganze gegenüber den Einzelinteressen vertreten, eine Behauptung, die selbstverständlich jede politische Partei von sich aufstellt. Es war ein Treiben, in sich so unwahr, so widerspruchsvoll und so possenhast, daß man hätte lachen mögen, wenn es nicht so tief unsittlich gewesen wäre, und wenn nicht die öffentliche Meinung thatsächlich begonnen hätte, die Fabel für Wirklichkeit zu nehmen. Die politische Brummenvergiftung schien zu glücken, man fing an, das denkbar Widersinnigste zu glauben und es im Ernste für möglich zu halten, daß eine Regierung, die in Sachen der sozialen Reform noch weiter als Fürst Bismarck zu gehen sich entschlossen hatte, sich auf eine Partei stützen könnte, die die natürliche Feindin jeder ernstlichen Sozialreform und jeden zu Gunsten der Nichtbesitzenden geplanten Staatseingriffes ist, daß ein Monarch, der von den Aufgaben einer starken, hoch über den Parteien stehenden Krone aufs tiefste erfüllt ist, seine Mitarbeiter in den Reihen der Anhänger einer Parliamentsherrschaft suchen könnte, die sich von einer Republik nur dem Namen nach unterscheidet.

So lagen die Dinge, als sich der Reichskanzler entschloß, die aufgestiegenen Zweifel zu zerstreuen und der freisinnigen Partei die erwähnte Absage zu erteilen. Daß damit kein Systemwechsel eingeleitet werden sollte, ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst. Es ist nur das rechte Wort zu rechter Zeit gesprochen, einer gefährlichen Mythenbildung mit Entschiedenheit entgegengetreten, und ein weiterer Beweis dafür geliefert worden, daß die gegenwärtige Regierung ihrer Aufgabe gewachsen ist. Sie darf mit Befriedigung auf das bisher Geleistete zurückblicken, und sie hat Anspruch darauf, daß wir ihr Vertrauen entgegenbringen und die lähmenden Zweifel bannen.

Bismarck darf nicht gewählt werden! Es war ein Mann im Lande, der hieß Bamberger. Wenn der redete, staunten ob seiner Weisheit alle, so in der Burgstraße und in der Dranienburgerstraße aus und ein gingen, am meisten aber er selber. Und er that seinen Mund auf und sprach: Gewiß war es ein Glück, daß Holofernes Bismarck entlassen wurde, aber daß es ein Glück war, das eben ist das Unglück.

Sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete, aber sie wiegeten wohlgefällig die Häupter hin und her und riefen: Sehr gut! Ausgezeichnet! Geistreich! Rede weiter!

Und er redete weiter: Sehet, es ist ein Glück für unsre Nation, daß er gestürzt wurde, aber daß er nicht durch „die Nation“ gestürzt wurde, das ist das Unglück. Das deutsche Reich ist sein Werk. Diesen Ruhm soll ihm niemand abdingen, und die Nachwelt wird ihn befestigen, deshalb dürfen wir uns das Vergnügen machen, ihn zu schmähen. War er nicht groß gemacht über alle Fürsten wie Haman, der Magister, und hat er nicht wollen, wie jener, unser Volk vertilgen, erwürgen und umbringen durch ein extremes Schutzollsystem? Hat er nicht die staatssozialistische Religion des protestantischen Christentums aufgebracht, das uns ein Greuel ist? für das Alter der Arbeiter vorgesorgt, aber der Blüte der Nation, so mit Hosen handelt, überlassen, selbst für sich zu sorgen? Als aber Haman gestürzt war, kam Mardochai zu hohen Ehren, und die Juden durften vertilgen,

erwürgen und umbringen alle Macht des Volkes und Landes, die sie ängsteten, samt den Kindern und Weibern, und ihr Gut rauben, daß sie sich rächeten an ihren Feinden. Uns ist keine solche Freude und Wonne und Ehre gekommen. Darum können wir noch nicht jauchzen und Purim feiern. Und der Waalspriester Crispi fiel durch das Verdikt der Volksvertreter, Holofernes Bismarck hingegen durch einen Machtpruch von oben. Ein Machtpruch von unten — da weiß man doch, was eine Sache ist. Gäß das bei uns, dann wäre Birchow schon seit dreißig Jahren Ministerpräsident, und wir hätten Preußen den Großmachtstitel ausgetrieben, und das Geschäft blühte. Das alles hat der eine Mann durch sein falsches System verhindert, und — bald hätte ichs vergessen! an der Verderbnis der Sitten des öffentlichen Lebens hat er mit schauerlicher Macht gearbeitet. Ist es nicht dahin gekommen, daß schlechte Menschen sich erfreuen dürfen, zu lachen, wenn ich die große neue Wahrheit verkünde, daß kein Endliches einer bestimmten Dauer gewiß ist, und daß keiner, sogar ich nicht, sagen kann, wann und wie das Endliche endlich ein Ende finden werde? Erühnt sich nicht ein verworfener Engländer, klar zu beweisen, daß es dem englischen Arbeiter beim Freihandel viel schlechter ergeht, als dem deutschen bei dem extremen Schutzzollsystem? Wehe über solche Verderbnis der Sitten! Und dabei hat der Mann immer noch einen großen Anhang.

Darum so sage ich euch: Bismarck darf nicht gewählt werden. Der Mann ist leider zu groß für unsre Gesellschaft. Wer würde, wenn er redet, uns noch anhören wollen?

Da riefen alle: Wir, wir! Denn seitdem Windthorst tot ist, versteht keiner mehr, uns so zu uzen, wie du, du großer Denker und Redner. Du schreibst mehr Brillanten als Schmock, fünf Pfennig die Zeile.

Und der Mann von Mz ging zufrieden in sein Haus zurück.

Gottfried Keller, Aristophanes und die Bildungspilister. Im vorigen Jahrgange der Grenzboten (Heft 44) wurde ein absonderliches Urteil des Herrn Jakob Mähly über Gottfried Keller tiefer gehängt. Herr Mähly flicht seinem großen Landsmanne ganz ähnlich am Zeuge, wie es kurz zuvor in der „Gesellschaft“ einer unsrer poetischen Zukunftsmusiker — irren wir nicht, Herr Sittensfeld — gethan hatte. Solche Stimmen würden vereinzelt wenig bedeuten; aber es stehen, das läßt sich nicht leugnen, hinter ihnen weite Kreise unsrer Nation gerade unter den sogenannten Gebildeten. Jene platten Nörgeleien meint der Schreiber dieses „Unmaßgeblichen“ in den zwölf Jahren, wo Meister Gottfried zu seinen geistigen Hausfreunden zählt, unendlich oft gehört zu haben. Noch vor wenigen Tagen gestand ihm ein junger Gelehrter, daß er eigentlich nicht begreife, was man an den Leuten von Seldwyl, dem Sinngedicht oder den Sieben Legenden besonders finde; höchstens Romeo und Julie auf dem Dorfe wolle er sich gefallen lassen. Das Urteil einer Dame, die obendrein von der Kunst ist und für ihre Novellen Raum in den „besten Monatschriften“ findet, war dermaßen ähnlich nach Form und Inhalt, daß man an Gedankenübertragung hätte denken mögen; volle Gnade fand auch bei ihr nur Romeo und Julie. Ähnliche Bemerkungen, zumal aus schönem Munde zu vernehmen, wird mancher Leser der Grenzboten Gelegenheit gehabt haben; und es war wohl ein vielleicht unbewußtes Zugeständnis an den Geschmack des „großen Publikums,“ wenn die kundigen Verwalter des „Novellenschazes“ just Romeo und Julie herausgegriffen und zur Vertretung Kellerscher Kunst bestellt haben. Nun ist diese stimmungsvolle Novelle zwar die Königin unter den neuern Dorfgeschichten;

aber gerade von den Eigenschaften, die Gottfried Kellers eigenstes Wesen ausmachen, ist in ihr viel weniger zu spüren, als beispielsweise bei den drei gerechten Kammachern, dem Schmied seines Glücks, dem Fähnlein der sieben Aufrechten. Wer für Romeo und Julie schwärmt und vor ihren Nachbarn ein Kreuz schlägt, dem ist Keller innerlich durchaus fremd.

Bei einem Leiden, das sich bei so vielen Individuen unter dermaßen ähnlichen Begleiterscheinungen wiederholt, wird der Arzt auf gleiche Ursachen schließen. Was mag es eigentlich sein, das diese „Kellerblindheit“ zur Folge hat? Ich weiß nicht, ob das schöne Wort „Bildungsphilister“ klassisch ist: jedenfalls giebt es keinen Ausdruck, der die Gemeinde der Kellerfeinde besser bezeichnete. Alles, was Keller seinen Freunden so unerseßlich macht — die überlegene Phantasie, die die schlichteste Wirklichkeit in den Rahmen edler Kompositionsformen zu bringen weiß, die gesunde Lebensfülle und Volkstümlichkeit der Sprache wie der Gestalten, der bald schalkhafte bald derbe Humor, wie man ihn gleich urwüchsig außer in unsern Märchen und Volksbüchern kaum antreffen wird —, das alles geht jenen Leuten gerade wider den Strich. Denn auch die Jungdeutschen, die Bahnbrecher der „Moderne,“ deren Blüten und Früchte vor kurzem den Lesern dieser Blätter (1890, S. 474 ff.) aufgetischt worden sind, gehören zum Teil in diese Kategorie; in all ihrem Geniewesen rumort doch nur der Philister, der „juckt und heraus will,“ wie sich K. Zimmermann ihren Vorläufern gegenüber einmal drastisch genug ausgedrückt hat. K. selber kannte diese wunderlichen Heiligen aus dem Grunde. Auch hat er sie getreu abkonterfeit in den Leuten von Selbwyl. Es sind die jungen Herren in den mißbrauchten Liebesbriefen, die, „um der schlechten Welt vom Amte zu helfen und ein neues Morgenrot herbeizuführen, die förmliche und feierliche Stiftung einer »neuen Sturm- und Drangperiode« beschlossen, und zwar mit planvoller Absicht und Ausführung, um diejenige Gärung künstlich zu erzeugen, aus welcher allein die Klassiker der neuen Zeit hervorgehen würden.“

Man kann übrigens darauf wetten: wer mit G. Keller keine Fühlung hat, wird auch die elementare Komik eines Shakespeare und eines Aristophanes nicht verstehen. Der Zufall spielte mir unlängst den sechzehnten Jahrgang der Blätter für das bairische Gymnasialschulwesen in die Hand. Auch hier wartete Herr Jakob Mähly, der Professor der Philologie in Basel ist, seines Amtes als litterarischer Totenrichter. Wer war diesmal sein Opfer? Kein geringerer als Aristophanes. „Er ist — so lautet sein Orakel S. 354 — mit einem ungewöhnlichen Talent zum Dichten ausgestattet, aber er ist kein Genie, das im Denken und Dichten aufgeht, dessen Lebensatem die Poesie ist. Es fehlt ihm das Auge, das in die Tiefe der Dinge sieht, der Geisterblick, der auch das Dunkle erhellt, der grandiose Faltenwurf, die Begeisterung, die Flügel giebt. . . Ridendo dicere verum ist erlaubt, aber sich in der Gasse wälzen und lachen, ist zweierlei. Wer die Schneide seines Witzes in Rot taucht, begiebt sich des Rechtes, ein wahrer Jünger der Mäusen zu heißen.“ . . . Und was den Menschen betrifft, so meinte er es ja gewiß recht gut mit Gott, Volk und Vaterland, aber ihm fehlte, bei allem Witz, das wahre Verständnis dessen, was seiner Zeit not that; ihm fehlte der Sinn für fortschrittliche Bewegung“ — ja ja, das war der Hauptfehler, Aristophanes fehlte der „Sinn für fortschrittliche Bewegung“ und das „wahre Verständnis seiner Zeit,“ wie es Herr Mähly offenbar in Erbpacht genommen hat. Man sieht, es ist — um mich

\*) Die geschmackvollen Bemerkungen über „Murat“ und „Moakendust,“ die nun folgen, ersparen wir dem Leser.

in der geschmackvollen Weise des Herrn Mähly auszudrücken — ganz derselbe zähe moralisch-ästhetische Schleim, derselbe widerliche Brei banaler Phrasen, wie er uns aus Mählys Verdikt über Keller bekannt ist. Mähly hätte sich in diesem Falle übrigens auf einen sehr achtbaren antiken Glaubensgenossen berufen können: auf den trefflichen Plutarch von Chäronea, der in seiner „Vergleichung zwischen Aristophanes und Menander“ dem alten großen Humoristen eine ganz ähnliche Moralpauke hält, wie der Weise von Basel, und dabei arglos genug ist, die Hetärenkomödie Menanders für sittlich weniger bedenklich hinzunehmen, als ihre altattische Schwester. Aber Plutarch gehört auch zu der Spezies „Bildungsphilister,“ von der zahlreichere Exemplare im Altertum freilich erst in nachklassischer Zeit vorkommen. Das genannte Schriftchen Plutarchs im Verein mit etlichen verwandten Aufsätzen bringt geradezu ein Programm der Bildungsphilisterei; gleich im ersten Paragraphen steht die hochmütige Losung: *Ὁ μὲν ἀπαιδευτός καὶ ἰδιώτης, οὗ ἐκείνος λέγει, ἀλίσκεται· ὁ δὲ πεπαιδευμένος δυσχερανεῖ.*

Gottfried Keller mag sich also mit Aristophanes trösten. Die Gesellschaft ist ja gar nicht so übel. —s

Schulbücherdeutsch. Zu dem Aufsatz: Der deutsche Sprachverein und die deutsche Schule von Wilhelm Swoboda in Heft 11 hat die Redaktion der Grenzboten eine Anmerkung gemacht, die allen Übersetzungsbüchern ohne Ausnahme ein „Schand- und Jammerdeutsch“ zur Last legt. Ich möchte ihr beipflichten, nachdem ich eine Anzahl der geläufigsten auf ihr Deutsch hin durchgesehen habe. Ja vielleicht könnte ein scharfer Musterer diesen Vorwurf sogar auf die große Mehrheit aller Schulbücher überhaupt ausdehnen. Ein paar Beispiele, die mir soeben in die Augen fallen, werden das glaublich machen.

Die beiden ersten sind der in mehr als dreißig Auflagen verbreiteten lateinischen Grammatik von Ellendt-Seyffert entnommen, die sich gleich auf ihrer ersten Seite mit der abscheulichen Inversion einführt: „Die Buchstaben bezeichnen entweder solche Laute, welche für sich allein hörbar sind, und werden diese dann Vokale genannt,“ und die ferner auf Seite 51 bei den Fürwörtern in einer unscheinbaren kleingedruckten Anmerkung kleinlaut zugiebt, daß zur Übersetzung von *is, ea, id* u. s. w. im Deutschen auch (!) *er, sie, es* u. s. w. gebraucht wird. Die beiden andern Beispiele entlehne ich dem kaum weniger bekannten „Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höhern Schulen“ von Leimbach“ (2. Teil, 1. Abteilung, Bibelfunde und Kirchengeschichte). Ich schlage Luthers, des großen deutschen Sprachmeisters, Lebensgeschichte auf und finde auf Seite 106 dicht hinter einander diese Sätze: „Am folgenden Tage brachte der Vater sein Söhnchen zur Taufe, und empfing dasselbe (!) den Namen Martin“; und: „Als sein Freund Alexius plötzlich starb, und dieser Tod ihm (Luther) die Möglichkeit eines baldigen Erscheinens vor Gottes Richterstuhl vorhielt!“

Ich glaube, das genügt.

f D

Sie hat ihr Herz entdeckt. Das so betitelte einaktige Lustspiel von Wolfgang Müller von Königswinter war vor nicht zu langer Zeit auf den meisten Bühnen heimisch, und unsre „Naiven“ zählten in diesem Stücke zu ihren Lieblingsrollen. Jetzt ist es zwar etwas aus der Mode gekommen, der Titel aber wird zuweilen sprichwörtlich gebraucht, wenn wir im Leben oder auf der Bühne sehen, wie sich ein junges Herz der ersten Liebe bewußt wird. In den Theaterkritiken eines angesehenen Leipziger Schriftstellers haben wir diese Redens-

art öfter gefunden, wenn die ingénues französischer Lustspiele besprochen wurden; in den *Fliegenden Blättern* stand neulich (1891, Nr. 2373, S. 26) unter den Aphorismen: „Sein Herz zu verlieren ist die beste Art, zu entdecken, daß man eines hat.“ Abgesehen aber von solchen Anspielungen und Beziehungen auf das Müllersche Lustspiel wüßte ich die Redeweise „Sie hat ihr Herz entdeckt“ mit dem Sinne „Sie hat entdeckt, daß sie liebt“ in der gesprochenen Sprache nicht wiederzufinden. Wir gebrauchen ja oft „Herz“ für „Liebe,“ sagen: „Er hat ein Herz für die Armen“ oder: „Ich habe bei ihm kein Herz für die Sache entdecken können,“ aber niemand fällt es ein, zu sagen: „Er hat sein Herz entdeckt,“ wenn man ausdrücken will, daß jemand zum erstenmale liebe. Etwas ganz andres ist es natürlich, wenn man von einem, der eine Zeit lang sich selber untreu geworden schien, sagte: „Er hat sein Herz wiedergefunden,“ wie Walthar Fürst von Rudenz im *Tell* (IV, 2):

Eröstet euch!

Er hat sein Herz gefunden, er ist unser.

Ich habe vielmehr den Verdacht, daß der auffällige Ausdruck unsers Lustspieltitels der Nachwirkung einer Schillerschen Stelle seinen Ursprung verdanke, die aus dem Zusammenhange gerissen weiter getragen wurde:

Wie lang ist es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

So fragt Gräfin Terzky in den *Piccolomini* den Max. Da ist natürlich der Sinn: „Wie lange ist es her, daß Sie Ihr Herz der Geliebten offenbarten?“ wie aus Maxens Antwort hervorgeht:

Heut früh wagt ich das erste Wort.

Bekannt ist es, wie häufig „geflügelte Worte“ eine äußere Umwandlung erfahren; zuweilen aber unterliegen sie auch Umwandlungen des Sinns, und wenn ich nicht irre, haben wir ein hübsches Beispiel dafür in dem genannten Lustspieltitel. R M



## Litteratur

Aus meiner Studienmappe. Beiträge zur litterarischen Ästhetik und Kritik von Friedrich Spielhagen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1891

Gesammelte Aufsätze aus Zeitungen und Zeitschriften. Zu lernen ist, offen gesagt, nicht viel aus dem Buche, die Ästhetik wird nicht dadurch bereichert, die guten Ideen, die Spielhagen ausspricht, sind schon aus seinen ältern Schriften bekannt, und seine Form ist hier noch manierirter, noch mehr auf ermüdende Breite angelegt, als in den Schriften seiner jüngern Jahre. Ein Beispiel für viele. In dem Essay über Berthold Auerbach, der durch Auerbachs Briefe angeregt ist, sich aber mit den Arbeiten Karl Frenzels, Erich Schmidts und Julian Schmidts über dasselbe Buch nicht vergleichen kann, leistet Spielhagen folgendes Satzungeheuer: